

ABSOLVENTEN NACHRICHTEN

DW!



*Informationsblatt
des Vereins Deutscher
Akademiker aus Ungarn*
Német-diplomások Egyesülete
információs kiadványa

8. évfolyam, 2. szám 2001/szeptember

Unser Thema: **Zweisprachigkeit**



Webmestert keresünk! Sürgősen!

cikkünk a 18. oldalon

Jahreskonferenz

am 6. Mai 2001

Unsere Konferenzen verkörpern den jährlichen Höhepunkt unseres Vereinslebens. Sie sind beinahe zu einem gesellschaftlichen Ereignis geworden, wo über Kultur und Wissenschaft, Bildung und Wirtschaft auf hohem fachlichen Niveau diskutiert wird.

Soweit unsere Kräfte es erlauben, versuchen wir, das meiste davon an unsere Mitglieder weiterzuleiten. Die Stimmung der Konferenzen kann auf diesem Wege leider nicht wiedergegeben werden, jedoch möchten wir in diesem Jahr alle Referate in redigierter Form wiedergeben.

Sehr geehrter Herr Vorsitzender, liebe Mitglieder des Vereins Deutscher Akademiker aus Ungarn! Meine sehr verehrten Damen und Herren!

Es ist mir eine große Freude und Ehre, an diesem hellen und vielversprechenden ungarischen Frühlingstag und in diesem wunderschönen Gebäude in der Benczúr utca an der Eröffnung Ihrer diesjährigen 7. Jahreskonferenz teilnehmen zu können, für die Sie sich ein gutes Thema gestellt und ein wahrhaft neugierig machendes Programm vorgenommen haben.

Ihre Vereinigung ist für die deutsch-ungarischen Kulturbeziehungen von großer und zentraler Bedeutung. Durch Ihr Studium in Deutschland haben Sie einen tiefen und persönlichen Einblick in die deutschen



Grußwort des Gesandten der deutschen Botschaft, Dr. Alexander von Rom

Verhältnisse gewonnen. Sie haben eine Zeit-lang zu den in Deutschland lebenden Menschen gehört und haben sich mit diesen ausgetauscht. Sie haben Wissen und Erfahrungen gewonnen, konnten aber sicher auch auf viele Fragen, die man sich in Ihrer Umgebung stellte, auch eigene und aus Ihrem ungarischen Erlebnis-hintergrund entwickelte Antworten geben. Nach Ungarn zurückgekehrt können Sie nun auch von hier aus und an dem Platz, auf den Sie durch Ihre Ausbildung vorbereitet wurden, weiterhin eine besonders aktive Brücken-funktion zwischen

unseren beiden Ländern erfüllen. Von solchen Mittlerpersonen wie Ihnen lebt der kulturelle und wissenschaftliche Austausch nicht nur zwischen unseren beiden Ländern. Menschen, die Brücken bilden, sind auch die

entscheidenden Verbindungsstücke in dem gesamten zusammenwachsenden Europa. Wir alle sind dem Verein Deutscher Akademiker aus Ungarn für seine Hilfestellung und seinen Mitgliedern für ihr Engagement dankbar. Auch und gerade im Zeitalter des Internets haben die direkten persönlichen Kontakte ihre Bedeutung behalten und müssen weiter ausgebaut und gefördert werden.

Hierzu trägt natürlich auch die Botschaft der Bundesrepublik Deutschland gerne bei. Ich freue mich daher, im Namen von Botschafter Gruber, dessen Grüße ich heute überbringe, ankündigen zu können, daß der nun fast schon Tradition gewordene jährliche Empfang in der Botschaft dieses Jahr am 31. 5. stattfinden soll. Wir alle freuen uns darauf, möglichst viele von Ihnen bei dieser Gelegenheit wiederzusehen.

Mit Ihrem Hintergrund spielen Sie natürlich auch beim weiteren Ausbau unserer schon sehr engen Wirtschaftsbeziehungen eine wichtige Rolle. Für die ungarische Wirtschaft bedeutet es einen besonderen Standortvorteil, daß es hier in Ungarn eine große Zahl hochqualifizierter Fach- und Führungskräfte gibt, die im Denken und im Handeln, im Planen und im Umsetzen in Deutschland und in Ungarn zuhause sind und damit in der Zusammenarbeit zwischen beiden Ländern eine so wichtige verbindende Rolle wahrnehmen.

In unserer auswärtigen Kulturpolitik messen wir den Kontakten im akademischen Bereich große Bedeutung bei. Bei der Förderung dieser Kontakte ist Ungarn für uns ein Schwerpunktländ in Mittel- und Osteuropa. Deutschland unterstützt den akademischen Austausch mit Ungarn jährlich mit insgesamt etwa tausend Einzelförderungsmaßnahmen. Sie wissen, daß insbesondere der Deutsche Akademische Austauschdienst traditionsgemäß sehr enge Beziehungen zu Ungarn unterhält.

„Zweispachigkeit“ ist sicherlich ein sehr aktuelles Thema. Denn nur, wer mehrere Sprachen wirklich beherrscht, kann die Chancen der modernen Welt nutzen, zu ihrer Vielfalt beitragen und dafür sorgen, daß wir nicht ärmer, sondern in einem umfassenden

und keineswegs nur wirtschaftlichen, sondern auch in einem kulturellen und wahrhaft politischen Sinn immer reicher werden.

Ich weiß, daß ich Sie nicht davon überzeugen muß, daß es viele gute Gründe gibt, in Ungarn Deutsch zu lernen und die deutsche Sprache zu benützen. Sie wird von 90 Millionen Menschen in Europa als Muttersprache gesprochen und dieser Sprachraum ist mit Ungarn und seinen Menschen schon seit langer Zeit und auf vielfältige Weise eng verbunden.

Am wichtigsten aber ist: Sprache ist nie Einbahnstraße, sondern immer auf Verstehen und Verstandenwerden, auf Hören und Reden, Fragen und Antworten, Geben und Nehmen ausgerichtet. Sprache macht es möglich, Gedanken zu formulieren, sie uns selbst bewußt zu machen, sie aber auch weiterzugeben und den Prozeß des Weiterdenkens zu einer gemeinsamen Aufgabe werden zu lassen, an der sich dann auch eine unbegrenzte Zahl von anderen beteiligen kann. Sprache ist kreativstes Gestalten, sie ist Mittel – gleichzeitig aber auch Zwischenprodukt – der Kommunikation, sie entscheidet darüber, was gedacht und weitergegeben werden kann und wie ein erster Gedanke später in weiterentwickelter Form als Ergebnis von Kommunikation aussieht. Sprache ist ein sehr wertvolles Gut und ich freue mich, daß wir hier in einem Gebäude zusammengekommen sind, das nun schon seit einiger Zeit in besonderer Weise der Post und der Telekommunikation gewidmet ist.

Ihnen und dem Verein Deutscher Akademiker aus Ungarn und seinen Mitgliedern möchte ich dafür danken, daß Sie dem Stellenwert der deutschen Sprache in Ungarn mit dem Thema Ihrer heutigen Jahrestagung einen weiteren großen Dienst erweisen.

Für den heutigen Tag wünsche ich Ihnen eine erfolgreiche Konferenz und möchte Sie gleichzeitig ermutigen, Ihre Rolle als kulturelle Mittler zwischen unseren Ländern auch in der vor uns liegenden Zukunft in Europa und einer weiter zusammenwachsenden Welt mutig, zuversichtlich und verantwortungsbewußt wahrzunehmen.

Was ist die Sprache?

Wenn man als Erster einer so illustren Vortragsliste das Wort ergreifen soll, dann glaube ich, sollte man es mit dem Ratschlag des Reformators Martin Luther halten, der da lautet:

Steh' auf, daß man dich sieht;
red' laut, daß man dich hört;
hör' bald auf, daß man dich liebt!

Vielleicht ist gerade der letzte Satz eine doch zu hoch gespannte Erwartung, denn indem ich heute zum ersten Mal in diesen Kreis trete und ein fast allen persönlich Unbekannter um Ihre freundliche Aufmerksamkeit bitte, erlaube ich mir, Ihr Augenmerk nicht auf eine Einzelfrage der Wissenschaft, sondern auf das Verhältnis

zweier großer wissenschaftlicher Gebiete zu einander zu lenken, welche auf den ersten Blick sich wenig berühren. Es wird mir, so hoffe ich, auf diesem Wege am leichtesten gelingen, „die Sprache als die Sprache zur Sprache zu bringen“ und beide Wissenschaften einer kurzen Betrachtung zu unterwerfen, von denen die eine, die Sprachphilosophie/-theorie, sich einer reichen und alten Geschichte rühmen kann, die andere, die Sprachgeschichte, recht eigentlich ein Kind des vergangenen Jahrhunderts ist. Nirgends in der Wissenschaft gibt es Grenzpfähle oder Markscheiden, welche die Territorien und Felder scharf voneinander sondern. Bei all dem kommt es überdies viel weniger auf das Trennen als auf das Verbinden an.

Ich darf Sie, meine Damen und Herren, einladen, mit mir vom Baum der sprachlichen Erkenntnis zu essen.

Das Thema, Was ist die Sprache?, ist ein ganz



*Prof. Dr. Dr. h. c. Richard J.
Brunner M.A.*

bescheidenes Thema, ein Thema, das sich unter den anderen Vortragsthemen ausnimmt wie ein Dackel in einer Versammlung von Bernhardinern.

Wenn ich das sage, so ist das kein falsches Pathos, sondern bezeichnet genau die Würde der Sache. Ich kann mich auf Thomas Mann berufen, der den ungarischen Philologen Kerényi einmal ins Gebet nimmt – bitte: einen Ungarn, einen Landsmann von Ihnen, wegen eines lapsus in der deutschen Sprache: Ich zitiere aus diesem Briefwechsel die Stelle von Thomas Mann: “... nur möchte ich gerade hier, die Sprache betreffend, die schließlich ... nicht Ihre Mutter-

sprache ist, nun immer wache Vorsicht und strenge Befragung des poetischen Gewissens bitten, das bei der Behandlung von Stoffen wie den Ihren, den edelsten, unbedingt mitzureden hat ... Schulmeisterei? Pedanterie? Ich kann mich nur noch einmal auf die hohe Würde Ihrer Gegenstände berufen.“

Soweit Thomas Mann an Kerényi. Das klingt wie eine Ermahnung, daß wir wie der Poet die Sprache gewissenhaft in „immer wacher Vorsicht“ und bei „strenger Befragung des Gewissens“ anwenden sollen.

Unsere Darstellung wird, wie schon angekündigt, im ganzen in zwei Hauptteile zerfallen: in ein Bild von der Sprache an sich, als eine ja universelle und allgemein-menschliche Erscheinung, und in einen Blick auf die gegenwärtige Sprache des Deutschen. Dabei wird unser Thema die Rolle spielen, die ihm innerhalb einer Vortragsreihe zukommt: die Relation zu bereits Gesagtem und zu noch

Folgendem zu wahren und damit eine Verstehenshilfe für die umliegenden Themen zu sein.

Etwas möchte ich hier besprechen, und nicht nur etwas in der Sprache und durch die Sprache, sondern zunächst die Sprache selbst. Oder wie Martin Heidegger formuliert: „Die Sprache als die Sprache zur Sprache bringen.“ Wie aber kann das geschehen? Die Frage ist von vornherein, welche Grenzen einem solchen Unternehmen gesetzt sind und welche Grenzen es sich setzen muß, um nicht im Uferlosen zu verlaufen. Denn „es ist schwer, über Sprache zu sprechen,“ sagt der bayerische Sprachforscher und Dialektologe Johann Andreas Schmeller, „weil es mittels Sprache geschehen muß. Es ist das Eichen eines Maßes an diesem Maß selbst; ein Beschauen gefärbten Glases durch gefärbtes Glas; ein Münchhausensches Ziehen am Schwanz des Pferdes, auf dem man sitzt.“ Licht kann in die Sprache nur durch die Sprache gebracht werden.

Damit klingt schon an, daß nicht wir es sind, die über sie verfügen, sondern daß sich hier ein eigener Bereich auftut, für den im übrigen das Wort gilt: was bekannt ist, ist nicht notwendig erkannt. Freilich herrscht ja der Anschein vor, als können wir uns die Sprache wie einen stets bereiten Vorrat beliebig zunutze machen oder wie ein mehr oder minder fügsames Instrument zu Verständigung und Mitteilung verwenden. Aber diese Bestimmungen reichen nicht aus, um ihr gerecht zu werden. „Die Sprache kann“, so sagt Wilhelm von Humboldt, „unter keiner Bedingung wie eine abgestorbene Pflanze erforscht werden, denn Sprache und Leben sind unzertrennlich.“

Das Evangelium des Johannes beginnt mit dem Satz: „Im Anfang war das Wort“. Es läßt also mit dem Wort Gottes, der Magna Charta des Wortes, die Schöpfung beginnen und deutet in religiöser Hinsicht die enge Verbindung zwischen Wort und Geist an. Die biblische Aussage weist zugleich, wenn auch unausgesprochen, auf die Tatsache hin, daß der Mensch erst wahrhaft Mensch geworden ist durch das Wort, d. h. durch die Entfaltung der Sprache und der Sprechfähigkeit. Diese Erkenntnis

des logophilen Johannes war nicht zu allen Zeiten in gleicher Deutlichkeit verbreitet. Das Wort ist Symbol für das Ding, das auch ohne Wort schon da ist. Das Wort wird vor allem gebraucht, damit wir über die Dinge sprechen können, im Sinne eines Meinungs- und Erfahrungsaustausches.

Der Mensch bedarf der Sprache zur Mitteilung seiner Gedanken, darüber bestand kaum jemals ein Zweifel. Daß aber die Sprache nicht nur zur Übermittlung klarer Gedanken, sondern vor allem auch zur Bildung und Klärung seiner Gedanken dient und somit erst die volle Entfaltung seines geistigen Seins ermöglicht, diese Einsicht hat erst seit Wilhelm von Humboldt allgemeine Anerkennung gefunden. Die Leistung der Sprache, die damit angedeutet wird, ist nicht nur für den Geist des Individuums wichtig. Menschliches Dasein ist nicht denkbar ohne Bindung an soziale Gruppen. Und so läßt sich die volle Bedeutung des Wortes erst aus seiner Leistung für übergreifende Gemeinschaften erfassen.

Die Liebe zur Sprache, besonders zur Muttersprache, ist ja nicht auf Philologen und Schriftsteller beschränkt; und wenn wir uns darauf besinnen, wie uns nur die Sprache die Welt aufgeschlossen hat und noch stets vermittelt, so können wir nicht zu hoch von der Kraft und Würde der Sprache denken.

Das Interesse der heute lebenden Menschen an der Sprache ist offenkundig. Es bemerken auch Nicht-Philologen, daß die Sprache unsere Auffassung von der Wirklichkeit prägt, umprägt, daß „Sprachregelungen“ politische Konsequenzen haben können, daß sich autoritäre und liberale Gesellschaften auch in der Sprechweise unterscheiden. Keine Generation weiß wie die unsere, wie die Sprache in Leidenschaft gezogen werden kann von Ideologen, falschen Autoritäten und Unmenschlichkeit. Das „Wörterbuch des Unmenschen“ hat unseren Blick geschärft. Wir bemerken, wie eng das Wesen der Wissenschaft mit der Sprechweise des Forschers und seiner Vorsicht in der Wahl der Worte zusammenhängt. Sammelbände und Zeitschriften sind erschienen und erscheinen mit Titeln wie „Sprache und Wissen-

schaft“, „Die Sprache“, „Die Sprache im technischen Zeitalter“ usw. Im Erscheinen solcher Sammelbände wird Aktualität deutlich. Gelegentlich begegnen wir auch einer hymnischen Sprechweise, die der Sprache eine neue mythische Rolle zuweist. Nicht wir selbst sprechen, sagt Martin Heidegger in: *Unterwegs zur Sprache* (Pfullingen 1959, S. 33 u. 215), sondern wir entsprechen nur der Sprache; die Sprache spricht. Sie spricht um zu sprechen – so wie die Rose blüht um zu blühen, nicht um in anderen Aufmerksamkeit oder Gegenäußerungen hervorzurufen. Sie ist sich selbst genug. Ihr Sprechen ist das Geläut der Stille. Solche Formulierungen haben einen dichterischen Reiz und mögen manches in uns anklingen lassen. Aber ich will hier nicht den Eindruck schildern, den die Sprache auf uns macht, sondern fragen, was die Sprache ist.

Was ist die Sprache, was vermag sie, was will sie? Das ist dieselbe Frage wie die: Was ist der Mensch, was vermag er, was ist sein Beruf. Darauf zu antworten, wie schon gesagt, ist schwer. Nicht, weil die Sprache so weit von uns entfernt wäre, daß man nichts Genaues an ihr ausmachen könnte. Nein. Die Sprache ist uns ja stets gegenwärtig; wir benutzen sie schon, indem wir nach ihr fragen. Die Sprache, die wir sprechen, in deren gedeutetem Bezirk wir leben, fällt uns so wenig auf, wie die Luft, die wir atmen. Wie die Luft ist uns die Sprache im Regelfall unsichtbar. Durch sie hindurch sind wir immer schon bei den besprochenen Dingen oder den berichteten Ereignissen; und auch ohne daß gesprochen würde, deuten wir die Dinge auf dem schweigenden Hintergrund der uns jeweils leitenden Sprache.

Die Wissenschaft fragt: Aus welchem Grunde ist die Sprache entstanden? Und die Antwort lautet gemeiniglich: aus dem Mitteilungsbedürfnis. Aber was sollte sie denn mitteilen? Solange es die Sprache noch nicht gab, hatte der Mensch, wie die Tiere, an den Ausrufen und Gesten völlig genug, wenn er Notwendiges mitteilen wollte. Erst wo ihm die Sprache zu Gebote stand, gab es Dinge, über die gesprochen werden konnte, und es entstand die

Möglichkeit, sich in dieser Weise dem Nebenmenschen mitzuteilen.

Der Mensch ist das sprechende Wesen; er allein hat die Sprache und mit ihr das Menschsein und seine Welt. In und mit ihr öffnet sich ihm das Sein der Dinge und des Weltganzen.

Die Sprache ist in erster Linie Erkenntnis und Erleuchtung. Denken und Sprechen sind eins, wie es schon die griechischen Worte λέγειν und λόγος zeigen. Es ist ein alter, zaher Streit, ob Vernunft vor der Sprache oder Sprache vor der Vernunft ist, und seine Prüfung mag zu der Einsicht führen, daß er wenig abwirft. Das Trennen ist künstlich, und unser Sprechen geht nicht aus dieser Trennung hervor, so unvernünftig es oft auch sein mag, so sprachlos die Vernunft sich gebärden kann. Das Denken gründet in der Sprache, die Sprache im Denken, und wo Wörter, Gedanken, Begriffe enden, dort ist wenig oder nichts mehr, das wir ergründen könnten. Verlassen wir den Bereich der Sprache, wenn unser Sprechen endet? Nein, auch wenn wir schweigen, sind wir nicht außerhalb ihres Bereiches. Das wortlose Selbstgespräch, der schweigende Monolog wird in der Sprache geführt.

Das Sprechend Gedachte muß nicht, aber es kann unter anderem auch mitgeteilt werden.

Indem aber die Sprache alles Sprechen umfaßt, das sich in ihr vollzieht, umfaßt sie die Gesamtheit der Verschiedenheit. Sie umfaßt Unterschied und Gegensatz, Spruch und Widerspruch, Wahres und Unwahres. Erkennbar ist, daß sie weder eine logisches Gebilde ist, noch sich dem logischen Denken versagt. Wir können grammatisch richtige Sätze in ihr bilden, die logisch falsch sind, und logisch richtige Sätze, die grammatisch falsch sind. Sie ist dem Streit, der in ihr ausgetragen wird, so vorgesetzt, daß sie ihn erst möglich macht.

Die Sprache umgreift von vorneherein alles Sprechen, und zwar so, daß es sie immer schon antrifft. Die Sprache, die das Kind sich aneignet, ist im Sprechen der Mutter schon da. Für dieses Kind ist die Verschiedenheit der Sprachen, die auf der Erde gesprochen werden, kein Hemmnis; es hat die wunderbare Fähig-

keit, sich jede Sprache anzueignen. Das, was es mit dem Ohr erlauscht, bildet es mit den Sprechwerkzeugen nach.

Daß die Sprache überhaupt fragwürdig ist, bemerken wir erst, wenn wir etwas ausdrücken wollen, zu dessen Darstellung die Sprache nicht fähig zu sein scheint – ein allerdings seltener Fall. Es fällt uns auch dann auf, wenn wir mit der Tatsache Bekanntschaft machen, daß andere Menschen eine andere, uns unverständliche Sprache sprechen und sich mit ihr ebenso gut behelfen wie wir mit der unseren. Tatsächlich ist überall in der Geschichte, wo wir Reflexionen auf das Wesen der Sprache begegnen, die Wurzel des Nachdenkens das Faktum gewesen, daß es nicht nur eine Sprache gibt, oder das Faktum, daß nicht alles sprachlich ausgedrückt werden kann. Einen Nachklang dieser Verwunderung spüren wir noch in dem biblischen Bericht vom Turmbau zu Babel: Ursprünglich sprachen alle Menschen dieselbe Sprache, aber Gott verwirrte sie, um sich vor ihrem Übermut zu schützen. Die verschiedenen Sprachgruppen sondern sich aus und ziehen in verschiedene Siedlungsgebiete. Der Zusammenhang von räumlicher Trennung und Sprachverschiedenheit ist also auch dem sog. Jahvisten, dem vermutlichen Verfasser dieses alten Schöpfungsberichts (ca. 800 v. Chr.) deutlich; nur macht er zur Ursache, was wir heute als die Wirkung ansehen.

In der Bibel begegnet uns auch ein Bericht über die Begabung des Menschen mit der Sprache (1. Mose 2; Vers 19, 20): Gott führt dem Menschen allerlei Tiere vor, und wie der Mensch sie nennt, so sollen sie heißen. Der erste Mensch ist zugleich der Namengeber, der „onomatopäthet“, der den verschiedenen Dingen willkürlich sprachliche Zeichen zuordnet. So entsteht Sprache – nur daß man sofort fragen wird, in welcher Sprache sich Gott selbst mit Adam verständigt haben soll: Eine analoge Schwierigkeit tritt in der Theorie der Sprachentstehung noch bei Jean Jacques Rousseau (1712-1778) auf in seinem Werk Über den Ursprung der Ungleichheit unter den Menschen (Franz.-dt. Ausgabe, Philos. Bibl. Bd. 243, Hamburg 1955, S. 155): Die Sprache

ist Teil der vertraglichen Vereinbarungen unter den Menschen, die ihren gesellschaftlichen Status regeln. Aber vor der Frage, wie man sich, ohne schon Worte zu haben, über den Gebrauch der Worte soll einigen können, steht auch Rousseau einigermaßen ratlos. Die Sprache ist das Bindemittel unter den Menschen, sie stellt den Sozialkontakt zwischen den Völkern her, trennt aber auch von einander, macht ein Volk (aus).

Die Sprache ist, was man auch über ihre Herkunft und ihr Wesen denken mag, in täglichen Gebrauch genommen worden, um Wichtiges und Unwichtiges mitzuteilen und allerlei praktischen Zwecken zu dienen. Die Sprache ernährt viele Grammatiker, aber alle Grammatiker zusammen ernähren die Sprache nicht. Die Sprache ist das Wesen und das Herz der Welt, das Sein des Seienden in unmittelbarem Dasein. Sie ist Erkenntnis, aber eine, die das, was sie erkennt, selber ist.

Sprache ist die wichtigste Schöpfung des menschlichen Geistes. Wahrscheinlich haben sich beide zusammen entfaltet. Das Funktionieren des menschlichen Geistes kann ohne Sprache kaum begriffen werden. Sprache ist ein System oder ein Kode oder vielmehr noch ein äußerst komplexes System ineinandergreifender Subsysteme, mit deren Hilfe Individuen und soziale Gruppen kommunizieren. Die Grenzen meiner Sprache sind die Grenzen meiner Welt. Die Sprache, philosophisch befragt, sagt uns, wer wir sind. „Die Sprache ist gleichsam der Leib des Denkens“ (Hegel).

Jede Sprache, die wir kennen, ist durch andere Sprachen beeinflusst, ist mit anderen Sprachen vermischt – wie sollte das anders sein bei der Sprache der Deutschen oder auch des Ungarischen, die ringsum von Nachbarn anderer Zunge umgeben sind?

Die deutsche Sprache hat sich als Hochsprache in einem langen Zeitraum zwischen 1650 und 1800 herausgebildet. Das Ergebnis war: Hochdeutsche Sprache war allgemein verbindlich. Wir hatten in Deutschland eine einheitliche Sprache vor der einheitlichen Ordnung (von 1870). Doch die weitere Entwicklung im abgelaufenen Jahrhundert ist durch eine „wilde

Geschichte“ gekennzeichnet. Die Selbstverständlichkeit eines nationalen Rahmens ist für die Sprache nicht gegeben. Zwischenzeitlich hatte z. B. für die Orthographie der Duden das halboffizielle Sagen. Eigentlich wären ja die 16 Kultusminister der einzelnen Bundesländer zuständig, aber sie nehmen ihre Verantwortung kaum wahr. Die deutschsprachigen Länder haben – anders als etwa Frankreich mit seiner Académie Française in Paris – keine vergleichbare Institution, was ein erheblicher Nachteil ist. Es fehlen nicht nur Institutionen, sondern auch klare Zuständigkeiten für übergreifende Sprachregelungen. Das Drama der „Rechtschreibreform“ ist das jüngste Lehrstück für diesen Mangel.

Fremde Einflüsse können, wie wir wissen, auch den Bautyp, die Grammatik und den Satzbau einer Sprache verändern. In einer kurzen Übersicht möchte ich mich hier auf den Wortschatz beschränken.

Heute wie früher ist das Deutsche durchsetzt von Fremdwörtern. Wenn es in den vergangenen Jahrhunderten zunächst vor allem das Lateinische und das Französische waren, die als Hauptlieferanten für den Fremdwort-Import dienten, so kommt in neuester Zeit der Wort- wie auch der sonstige Kultur-Import aus den USA.

Wir dürfen nicht übersehen, daß schon seit Jahrzehnten eine riesige Flut von Anglizismen und Amerikanismen über den deutschen Sprachraum sich ergießt und die Verständigung erheblich beeinträchtigt. Hier liegt ein Fall akuter Englischer (Sprach)Krankheit vor. Ohne Englischkenntnisse kann man heutzutage deutsche Zeitungen, Funk- und Fernsehsendungen nicht mehr verstehen. Wir lesen von Relaxing (nicht: Entspannung), von clean (nicht: sauber, drogenunabhängig), Politiker sprechen von vitalen Interessen nach vital interests statt von lebenswichtigen Interessen. Auch der Ausdruck: Ich rufe Sie zurück nach I call you back, statt Ich rufe Sie wieder an, spricht Bände! Man schreibt und spricht heute auch: in 2001 statt im Jahre 2001. Natürlich ist da auch viel Modisches im Spiel, ebenso Angeberei und Pseudogelehrtheit. Reinhard Mey singt sich

seine Sorge um das Deutsche mit folgenden Versen aus dem Leib: „Weiß nicht, was soll es bedeuten, / Deine Worte sterben aus / sind nicht mehr ‚in‘ bei den Leuten, / hier spricht alles wie die Micky Mouse“.

Reporter, Moderatoren und Showmaster wetteifern miteinander, ihr meist miserables Schul- oder Touristenenglisch unter Beweis zu stellen, sie versuchen, mit englischen Brocken ihre Sendungen herauszuputzen. Nicht mehr Nachrichten, sondern News, nicht mehr Ereignisse, sondern Events, nicht Mitteilung, sondern Message heißt es jetzt. Eine Modenschau der Sprache. Ein Showmaster erklärt in seiner Unterhaltungssendung eine Kandidatin mit den Wörtern Sie sind the winner zum Sieger und es gab dann Standing ovations. Nachrichtensendungen sollten für die Allgemeinheit verständlich sein; und man bedenke auch: Die Mediensprache hat heute für die meisten Menschen Vorbildcharakter. Umso mehr ist es daher notwendig, über den Wert der Sprache nachzudenken, in der Informationen und Unterhaltung vermittelt werden.

Nicht nur Bahn und Post machen sich lächerlich mit Ausdrücken wie „Service-Point“ und dergleichen. Das Einkaufszentrum heißt jetzt „Shopping-Center“ und das gute alte Bürgerfest schmückt sich mit dem Leitsatz „Come Together“. Das sind nicht mehr nur Sommerprossen im Gesicht der deutschen Sprache, sondern schon Pickel und Narben.

Obwohl die deutsche Sprache eine voll ausgebildete Kultursprache ist und auch allen Anforderungen gerecht wird, begeben sich immer mehr Wissenschaftler, Naturwissenschaftler und auch Geisteswissenschaftler, auf das englische Terrain. Sie halten ihre Vorträge in Englisch und publizieren zunehmend in englischer Sprache und machen so die Ergebnisse ihrer Forschungen der Gesellschaft nicht mehr in Deutsch zugänglich.

Dieses Übermaß an Anglizismen – in der Allgemeinsprache sind es derzeit etwa 4000 – ist für die deutsche Sprache ohne Zweifel ein Problem. Die Zahl steigt, auch dank der „Pop-Kultur“, Computer-Technik und Internet. Wann verfällt die deutsche Sprache endgültig?

Die Fragen der Sprachskepsis und der Sprachkritik können nicht beantwortet werden mit dem Hinweis, daß das Deutsche eben wie im Mittelalter das Englische auf dem Weg zu einer Mischsprache ist und dann Chancen hat, zu einer Weltsprache zu werden.

Die Fixierung auf die Anglizismen springt tatsächlich ins Auge. Doch entscheidend sind diese Übernahmen aus dem Englischen nicht, sondern entscheidend ist die Frage: Welche Zukunft hat das Deutsche als eine umfassende, für alle Lebensbereiche funktionierende Sprache? Oder wird Deutsch zu so etwas wie Schwäbisch, will sagen eine auf den Nähebereich begrenzte Sprache? Hier gilt es jetzt die Weichen zu stellen. Globalisierung heißt doch auch Planifizierung und Eindimensionalität. Da stellt sich die Frage: Was wird aus Europa? Ein Superstaat mit einer Superbevölkerung und einer einzigen Sprache, dem Englischen? Oder werden wir ein Europa der Mehrsprachigkeit haben, das die Vielfalt der sprachlichen Ressourcen nutzt? In den europäischen Verträgen hat sich die EU jedenfalls für die Entwicklung einer europäischen Mehrsprachigkeit eingesetzt. Europa-Politiker protestieren aufs Heftigste gegen den schleichenden Untergang des Deutschen in internationalen Konferenzen. Man muß aufpassen, daß unsere Sprachen, die deutsche mit eingeschlossen, nicht ersetzt werden durch ein globalisiertes Englisch, das sich vom britischen Englisch und von der Sprache Shakespeares erheblich unterscheidet. Spötter sagen ja heute schon: Englisch sei keine Sprache mehr, sondern nur noch ein Verständigungsmittel!

Prognosen zur Sprachentwicklung sind etwa so präzise wie Langzeitprognosen über das Wetter. Da die sozialen und wirtschaftlichen Veränderungen nicht so rasch abgeschlossen sein werden, nehme ich an, daß sich auch die deutsche Sprache in den nächsten Jahrzehnten noch um einiges verändern wird, vor allem im Wortschatz, weniger in der Grammatik, deren Regeln relativ fest sind. Ich glaube allerdings nicht, daß der Einfluß des Englischen auf den deutschen Wortschatz in der Weise zunimmt, wie er in den letzten Jahren zugenommen hat –

nicht zuletzt deshalb, weil unsere Bevölkerung offenbar der Meinung ist, daß es allmählich reicht mit den englischen Einflüssen. Dazu kommt, daß es eine Werte-Hierarchie der Fremdwörter gibt: Wirklich gelehrt ist nach wie vor Latein; Französisch klingt elegant, und Englisch, vor allen Dingen amerikanisches Englisch ist immer ein bisschen billig: Firmen, die interessante Produkte anzubieten haben, werden sich künftig überlegen, ob sie diese Art von sprachlicher McDonaldisierung mitmachen wollen oder ob sie nicht zu ihrem eigenen wirtschaftlichen Nutzen davon absehen sollten.

Sprachwissenschaftler wissen aus der Geschichte um die Nachgiebigkeit der Sprachen im Wortschatz, aber auch um ihre Resistenz in der Morphologie und Syntax. Prof. Rudolf Hoberg von der TU Darmstadt hat 523 Abituraufsätze aus fünf Schulen der alten Bundesländer von den 40er bis in die 90er Jahre untersucht. Sein Befund: Von einem „sprachlichen Verfall“ oder von „Überfremdung“ könne nicht die Rede sein. Im Gegenteil: die Wortschatzdifferenzierung habe sogar zugenommen.

Mit dem Ende des Zweiten Weltkrieges hat die einstige Weltgeltung des Deutschen als Sprache der Philosophie, großer Dichtung und vor allem als Sprache der Wissenschaft einen empfindlichen, kaum mehr aufzuholenden Rückschlag hinnehmen müssen. Bei näherer Betrachtung wird aber auch klar, daß dieser Rückschlag nicht nur auf den verlorenen Krieg zurückgeht, sondern auch auf den Antisemitismus, der eine Elite führender Gelehrter und Schriftsteller in die Emigration zwang; ebenso auf die ideologische Intoleranz des nationalsozialistischen Regimes, die auch nichtjüdische Intellektuelle in die äußere oder innere Emigration trieb und ihrer Wirkungsmöglichkeit beraubte. Die Ersütterung des deutschen Ansehens durch das Bekanntwerden der nationalsozialistischen Greuelthaten kam hinzu.

Das Jahr 1945 wird daher von vielen Sprachwissenschaftlern als ein spezielles „Schaltjahr“ betrachtet, Beginn einer neuen Zeit, auch sprachlich gesehen, der „deutschen Gegenwartssprache“.

Bereits 1978 stellte Rudolf E. Keller in seinem Buch „The German Language“ (deutsch 21995 von K.-H. Mulagk) fest, keine europäische Kultursprache habe je soviel an Areal und Geltung verloren wie das Deutsche, das einmal die *Lingua franca* in Osteuropa war und auch in den skandinavischen Ländern eine bedeutende Rolle spielte. Vor einigen Jahren schrieb die „Times“, daß 1945 auch die deutsche Sprache eine schlimme Niederlage erlitten habe und warf dabei den Deutschen vor, sich geradezu schamlos an das Englische anzubiedern.

Verfällt nun die deutsche Sprache? Sprachliche Fähigkeit kann verfallen, nicht aber die Sprache! Eine Sprache ist ein Abstraktum, das sich aus den sprachlichen Verhaltensweisen einer Sprachgemeinschaft ergibt. Die Sprache ist kein Gebäude oder irgendein Organismus, die zerstört werden könnten. Allerdings kann sich das Sprachverhalten der Menschen verändern, und gerade mit dem Gebrauch vieler englischer Ausdrücke verändert es sich seit einigen Jahren bemerkenswert. Nach einer Untersuchung des Instituts für Deutsche Sprache zur neusten Sprachentwicklung sind in den neunziger Jahren rund 1200 neue Ausdrücke in Deutschland gebräuchlich geworden, von Fachsprachen einmal abgesehen. Und von diesen 1200 sind etwa 40% reine Anglizismen. Weitere 20% sind Mischbildungen, ein bisschen Englisch, ein bisschen Deutsch: Das klassisch gewordene Beispiel ist der Push-up-BH. Die übrigen 40% sind Neubildungen ohne englische Anteile: Besser-Wessi, Datenautobahn, Warmduscher. Die Anglizismen haben noch nicht ganz den Anteil am Wortschatz erreicht, den früher Entlehnungen aus dem Französischen und auch zeitweilig aus dem Italienischen seit etwa dem 17. Jahrhundert hatten. Im 18. Jahrhundert, meine ich, war es um die deutsche Sprache viel schlechter bestellt. Deutsch kam damals im Sprachgebrauch der führenden Schichten, vor allem des Adels, gelegentlich gar nicht mehr vor. Sprache ist freilich kein Standbild, sondern ein zerbrechliches Gebilde.

Der Aphorismus: *Ex oriente lux, ex occidente luxus.* ist auch im verbalen Bereich durchaus wörtlich zu nehmen. Der Wissenschafts-

journalist Dieter E. Zimmer stellt dazu begrundend fest, daß solchen „Importen aus Amerika automatisch [...] die Markierung ‚jung, modern, schwungvoll‘“ anhafte (D. E. Zimmer. 1986. Redens-Arten. Zürich. 83).

Wörter wie Job, Star, Sex, Swimmingpool, fair, fit, joggen oder – besonders aktuell – ausflippen (von englisch *to flip out*) wurden im Deutschen „eingebürgert“. Die Anziehungskraft anglophoner Fremdbezeichnungen hat zudem bemerkenswerte, weil im Englischen gar nicht existierende Eigenkreationen gezeitigt wie Twen, Smoking, jobben, jetten oder den Showmaster. Wie weit die Einbürgerung in manchen Fällen bereits gediehen ist, zeigt das Beispiel von Hans Lobentanzer: „Früher kämpfte der Boxer verbissen, heute fightet er. Wie berichten wir das in der ersten Vergangenheit? Er fightete. Das heißt aber englisch: he fought.“ (Zitiert nach W. Sanders. Sprachkritikasterieen. Darmstadt 1992. 74.)

Anglizismen sind aber auch Stau, Pudding, Film, Kekse, Pullover und Streik, Ausdrücke, die längst selbstverständlich geworden sind. Vor allem in der Werbesprache aber gibt es Bezeichnungen, die einen regelrechten „Sprachchock“ verursachen. Die Industrie, die früher einmal ihre Waren mit *made in Germany* kennzeichnete, folgt nun auch der sprachlichen Unsitte, deutsche Erzeugnisse mit englischen Bezeichnungen zu belegen, im Kampf um die Verbrauchergunst. Man versucht dabei, mit bestimmten Wendungen Qualitäten zu suggerieren, die die Produkte gar nicht haben, und jeder Kleinigkeit den Duft der großen weiten Welt zu verleihen. Das muß man sich nicht gefallen lassen. Da könnten gerade auch die Medien, besonders die Zeitungen mithelfen.

Politiker verhunzen mit geschmeidiger Geschwätzigkeit die Sprache, indem sie leere Worthülsen und abgedroschene Phrasen wie *Ich würde meinen, Wenn man so will oder Wenn Sie so wollen, oder Ich gehe davon aus, daß...* in ihrer Rede gebrauchen.

„Einmal mehr“ haben die schlechten Übersetzer schuld: dieses einmal mehr im Sinne von ‚noch einmal, wieder‘, englisch *once more*, viel gebraucht und noch mehr kritisiert, muß im



Deutschen mit der Möglichkeit des Missverstehens als ‚zweimal‘ leben. Oder nehmen Sie die beliebte Redeeinleitung: Ich würde sagen ..., auf deutsch meist vielsagend-nichtssagend „allenfalls zur Denkpausenfüllung geeignete Verlegenheitsfloskel“, jedenfalls aber verwendet nach dem Muster von I should say. Wenn Sie sagen genau, kopieren Sie genau das Englische exactly. „Macht“ das alles Sinn (to make sense)? Es macht!: Thema aktueller Sprach- und Stilkritik ist nicht mehr wie früher die „Verwelschung“, das sich vom Ausdruck her stets auf romanische Sprachen bezieht, sondern die Gefahr einer anglizistischen Überfremdung des Deutschen: „Der Geist (oder Ungeist?) der Zeit bevorzugt das Geschwätzige, das Englische

und das Akademische“, so listet Wolf Schneider, in seinem Buch: Deutsch für Kenner. Die neue Stilkunde (Hamburg 1987, 118) die Hauptsünden heutigen Sprachgebrauchs auf (wobei man diese natürlich auch zu einem einzigen Sündenpfehl verrühren kann).

Das sind verkappte Fremdwendungen, die man als solche auf den ersten Blick gar nicht erkennt – Wölfe im modischen Sprach-Schafspelz. Es sind nicht so sehr die alten griechisch-lateinischen Begriffe unserer abendländischen Bildungstradition, auch nicht mehr die französischen Wörter und Wendungen, wie sie einmal höchst *à la mode* waren – heute sind es vielmehr die „gedankenlosen Übernahmen aus dem Englischen und die papageienhaften Nachahmun-

gen englischer Sprachgewohnheiten, die vielfach zu einem scheußlichen Kauderwelsch führen.“ Andere Zeiten, andere -ismen.

Vielleicht ist der Verfall der sprachlichen Fähigkeit Anzeichen für gesellschaftlichen und kulturellen Verfall. Die Lehrer müssen bei den Schülern das Verständnis für die Funktionen der Hochsprache wecken und sprachliche Normen vermitteln. Der Weg zur Sprachbeherrschung, zur mündigen und schöpferischen Sprachhaltung geht nur über das Erlernen und die Kenntnis der Normen. Sprachliche Fähigkeiten verkümmern, wenn die Schüler nicht mehr lesend und schreibend mit der Hochsprache umzugehen lernen. Da die Sprache sich ständig wandelt, müssen auch die Normen von Zeit zu Zeit überprüft und gegebenenfalls neu bestimmt werden. Dies darf aber nicht dazu führen, sprachliche Normen grundsätzlich in Frage zu stellen. Die Sprache ist eine demokratische Institution und dient der ganzen Gesellschaft. Die wenigsten Menschen sind aber für sprachliche Belehrungen zu haben; schon die Fachausdrücke haben einen Schulgeschmack für sie, der ihnen die Eßlust nimmt. Aber vielleicht in kleinen Dosen und mit guter Laune dargereicht, vermöchten solche Sprachpillen doch ihren Gaumen zu reizen.

Ich wünsche mir eine bessere Sprachausbildung der Schüler – mit gutem Grund, denn hierin hinken die deutschen Schulabgänger ihren Altersgenossen in den Nachbarländern hinterher.

Versuche, die deutsche Sprache per Gesetz von den zunehmenden Anglizismen und Amerikanismen schützen zu wollen, weist die Gesellschaft für Sprachwissenschaft zurück und verlangt statt dessen ebenfalls einen besseren Deutschunterricht in den Schulen. Sprachen lebten von Sprachkontakten und Begegnungen, meint die Verbandsvorsitzende Angelika Redder „Lateinische, griechische und französische Fremdwörter hätten die deutsche Sprache in den vergangenen Jahrhunderten immer wieder bereichert. Jetzt sei es eben Englisch“, sagte sie. Auch wandte sie sich abermals gegen Vorhaben an Hochschulen, die deutsche Sprache durch Englisch zu ersetzen.

Es gibt nämlich Bestrebungen, Vorlesungen nur noch in Englisch zu halten. „Deutsch muß als Wissenschaftssprache erhalten bleiben“, fordert die Verbandsvorsitzende. Wenn Englisch sich in Europa als zentrale Sprache durchsetzen sollte, verwandelten sich die Nationalsprachen in Dialekte. „Dann sprechen wir die Muttersprache nur noch in der Familie“ betont sie und fügt hinzu: „Das wäre eine Situation, wie sie in ehemaligen Kolonialländern normal ist.“

„Fremdwörter seien mitunter ein Segen, meinte der alte [Th.] Fontane [in seinem Werk Der Stechlin]. Sie können Stilträger von beachtlicher Treffsicherheit, hohem Bildungswert und sprachlicher Eleganz sein. Versuchen Sie doch einmal Genie oder Banause, abstrakt oder fair mit einem treffenden deutschen Wort wiederzugeben; und wenn Sie das tun, drücken dann „Beweisgrund“ oder „Einbildungskraft“ dasselbe aus wie Argument und Phantasie, sagen elegant oder pedantisch nicht doch mehr als nur „fein“ und „umständlich“? „Perfektion ist nicht Vollendung“ hat Rudolf Ibel eine seiner Sprachglossen überschrieben, in der er zahlreiche Beispiele für die Nichtübersetzbarkeit mancher Fremdbegriffe beibringt (R. Ibel: 1962. Im Spiegel der Sprache. München). Abgesehen sind viele von ihnen wie Streß, Foto, Telefon, clever, fit usw. aber auch viel populärer als ihre deutschen Entsprechungen. „Die Gewalt einer Sprache ist nicht, daß sie das Fremde abweist, sondern daß sie es verschlingt“, hat Goethe geäußert (Deutsche Aphorismen. 1978. Nr. 107. Hg. v. G. Fieguth. Stuttgart) – wie beispielsweise im Falle von Attentat (französisch attentat ‚Anschlag‘), das den gut deutsch klingenden Attentäter nach sich zog“ (Willy Sanders. 1992. Sprachkritikasterien: und was der „Fachler“ dazu sagt. 73. Darmstadt).

Der derzeitige bundesdeutsche Kulturstaatsminister Professor Julian Nida-Rümelin hat Deutsch als Sprache der Wissenschaft für tot erklärt. Sollte dem Herrn Minister wohl entgegen sein, welch große Leistungen auf wissenschaftlich-kulturellem Gebiet in Deutsch als Kultursprache erbracht worden sind, welch

großartige Wissenschaftler und Denker in ihrer Sprache, nämlich dem Deutschen, die ganze Welt beeinflußt haben? Vielleicht ist sich Herr Nida-Rümelin auch nicht darüber bewußt, daß eine Sprache mehr ist als ein Aneinanderreihen von Buchstaben und Wörtern. Es gibt eben Dinge, die speziell nur in der Muttersprache des Schreibenden oder Sprechenden so auszudrücken sind, wie sie gedacht wurden, vor dem resultierenden Hintergrund und der daraus resultierenden Art des Denkens. Schafft man Deutsch als Sprache der Wissenschaft ab, schafft man ein Stück Weltverständnis und Geschichte der Deutschen ab. Das würden nicht zu unterschätzende Eingriffe zur Zersetzung und langfristigen Abschaffung der deutschen jahrhundertelangen Kultur, zur endgültigen Abschaffung Deutschlands als Kulturnation, bedeuten. Allerdings fordert Nida-Rümelin, und das freut mich, Deutsch wieder als Abiturfach. Die Sprache ist doch eine Meßlatte für Kultur und Intelligenz.

Gerade in der Wissenschaftssprache müssen wir unsere demokratische Verantwortung wahrnehmen. Man denke nur an die Entwicklung der Bio- und Gentechnik. Im Prinzip müssen alle Bürger die Möglichkeit haben zu verstehen, worum es geht, um über diese wichtige Frage mitzuentcheiden. Wenn sich aber die Wissenschaft abkoppelt – siehe das internationale Wissenschaftsenglisch – dann sind die Voraussetzungen dafür nicht mehr gegeben. Dann taucht die Frage auf: Können wir uns als Gesellschaft verständigen, wenn eine kleine Gruppe von Leuten sich ausklinkt? Der öffentliche Diskurs etwa über Gentechnologie setzt eine tendenziell allen zugängliche Sprache voraus. Umgekehrt kann man sagen, daß der Monolinguisimus, also sagen wir das globale Englisch, für die internationale Wissenschaft erkenntnishindernde Folgen hat.

Ich komme zum erlösenden Schluß und wünsche mir im „Europäischen Jahr der Sprachen 2001“, dessen Höhepunkte die Europäische Sprachwoche vom 7. bis 13. Mai 2001, also die kommende Woche, und der Europäische Sprachentag im Herbst am 26. September 2001 sind, künftig mehr Stolz auf die

Sprache und mehr Sprachbewußtheit, was bei den Franzosen eine Selbstverständlichkeit ist, mehr Nachdenken über den Wert der Sprache und eine Belebung des Deutschen als Wissenschafts- und Konferenzsprache ohne nationalistische Fanfarenstöße. Es verdient unsere tägliche Mühe.

Der Philosoph, Pädagoge und theoretische Physiker Otto Friedrich Bolnow, der sich besonders eingehend sprachlichen Problemen zugewandt hat, betont mit Recht: „Jede Nachlässigkeit in der Sprache bedeutet zugleich eine Nachlässigkeit der gesamten Lebenshaltung, und umgekehrt wirkt sich zugleich jede Disziplinierung der Sprache in einer Disziplinierung der gesamten Lebensführung aus.“

Es erfüllt mich mit großer Freude, das möchte ich hier noch anbringen, daß die Ministerpräsidenten von Ungarn, Baden-Württemberg und Bayern und der österreichische Bundeskanzler bei einem Treffen am 22. Februar dieses Jahres in Ulm, wo ich herkomme, beschlossen haben, in Budapest eine deutschsprachige Universität zu gründen.

Wir sind damit am Ende. Der Vortrag verdankt sein Stattfinden einem Interesse an der Sprache, wie es sich heute überall und zunehmend sowie berechtigterweise zeigt. Es ist zu hoffen, daß mein Versuch, Ihnen, meine Damen und Herren, verlässliche und richtige Informationen zum Thema Was ist die Sprache?, also zur Sprache an sich und zur deutschen Gegenwartssprache zu geben, einigermaßen adäquat gelungen ist.

Meine Damen und Herren, ich wünsche Ihnen abschließend noch viele nützliche Gespräche am Rande, denn nichts beflügelt eine Konferenz so, wie die Unterhaltung mit Freunden und Kollegen auf dem Flur. Zudem wünsche ich Ihnen viele Ideen und Einsichten für den Erfolg Ihrer 7. Jahreskonferenz, damit keiner sagen kann, wie es in der Apostelgeschichte 19, 32 heißt: *erat enim ecclesia confusa, et plures nesciebant qua ex causa convenissent* – „die Versammlung war ein Wirrwar, und die meisten wußten überhaupt nicht, wozu sie zusammengekommen waren.“

Vom Spurensystem der Informatiker

*Der Generaldirektor und
Vorstandsvorsitzende
der Matáv Rt., ELEK STRAUB,
steuerte einen interessanten Beitrag
zur Rolle
der Zweisprachigkeit im
Wirtschaftsleben
des heutigen Ungarns bei, den wir
nachstehend auszugsweise
veröffentlichen.*



Straub Elek

Es war kein geringerer als Goethe der sagte: „Wer keine fremde Sprachen lernt, weiß nichts von seiner eigenen“. Ich muss sogleich vermerken, daß ich auf Grund meiner Laufbahn bislang bis zehn Jahre im Management von internationalen Unternehmen – mit Überwiegend deutschen Investoren – verbracht habe und daher um ihr Verständnis bitte, wenn ich alles ein bisschen durch diese „Brille“ betrachten werde.

Ein Rückblick in die Geschichte Ungarns zeigt uns, daß es der Wirtschaft hier immer gut ging, wenn sie ihre natürlichen Rolle als Dreh- und Angelpunkt als Mittler zwischen Ost und West gerecht werden konnte, mit dem speziellen ungarischen „Value Added“, wie man heute sagt. Die Sprache spielte da eine ganz besondere Rolle. Wie Sie auch wissen, hat der Einfluss der Deutschen auf die ungarische Wirtschaft starke Wurzeln. Es waren die Gefolgsleute der Gisella von Bayern, der Siedler des 13. Und 18. Jahrhunderts, die nach den Mongolen- und Türkenzerstörungen, bzw. die Bürgerleut' und Bauern in Pest, Fünfkirchen und der „Schwäbischen Türkei“ um Pécs, die mit ihren Handwerkserfahrungen und ihrem Können (heute würde man sagen „Know-how“) zum Aufblühen der Wirtschaft beitragen.

Es waren vielfach diese „Schwab“ und „Sachsen“ (wohl-gemerkt Franken, Bayern und Österreicher auch) die als Vermittler im wirtschaftlich-kulturellem Sinne gedient haben. Häufig existierte aber eine Zweisprachigkeit z. Z. zu Lasten der ungarischen Sprache – sehr zum Missfallen der Herren Kazinczy und Kölcsy.

Linguisten und Wirtschaftshistoriker werden mir Recht geben, daß der Wissenstransfer deutliche Spuren in Sprache und Ökonomie des Landes hinterließ.

Nach dem II. Weltkrieg und dem danach über 40 Jahre dauernden „Intermezzo“ war die Rolle der deutschen Sprache im ungarischen Wirtschaftsleben äußerst sekundär. Die offizielle Mittlersprache des Comecon war bekanntlich Russisch. Ungarische Unternehmen und ihre Mitarbeiter kommunizieren Ungarisch, notwendige fremdsprachige Informationen wurden übersetzt. Von einer Zweisprachigkeit in der Wirtschaft wage ich daher nicht zu berichten.

Post und Fernmeldewesen waren vielfach sprachlich im Französischen verwurzelt. In Westeuropa war Englisch nach dem Weltkrieg – als Vorbote der Globalisierung – auf dem Vormarsch. Als Gründe für die Verschiebung der Sprachorientierung in Ungarn können u.a. die schrittweise Lockerung der COCOM-Barrieren Ende der 70-er Jahre, der spätere Systemwechsel (im Deutschen: „Wende“) die rasante Entwicklung der Softwareindustrie und die aufkeimenden Investitionsbetsrebungen von (in erster Linie) anglo-amerikanischen Unternehmen im ehemaligen „Ostblock“

erwähnt werden. Englisch wurde nun die Sprache der Forschung, der Politik- und der Wirtschaft.

Die Linguisten nennen den Zweisprachler vielsagend „Doppelsprachträger“. Als Informatiker würde ich hier den Ausdruck „Spurensystem“ benutzen, da einem Fremdsprachenkenner mehrere Spuren für die Aufnahme, Speicherung, Reproduktion und im glücklichen Falle für Assoziation der Information zur Verfügung stehen. Aus Unternehmenssicht eine Eigenschaft, welche besonders für ausländische Investoren sehr wichtig ist.

Womit wir schon beim Kern der Sache angelangt sind. Denn ein Investor bringt meistens die eigene Geschäftskultur mit. Im Falle der Matáv waren es gleich zwei, die amerikanische und die deutsche. Wir haben „Cultur Change“ (Kulturwandel), Mitarbeiter- und Managementaustausch und Sprachobjekte gestratet um auch sprachlichen Aspekte zu fördern. Wissenschaftler bezeichnen Alter, Gedächtnis und Motivation als die drei wichtigsten Bedingungen für den Erwerb einer Fremdsprache. Ich würde die Motivation an erste Stelle setzen. Ein Wandel wäre nicht möglich gewesen ohne Menschen, die bereit sind, in mehreren Sprachen zu kommunizieren und zu arbeiten. Der Wandel, den Matáv in den letzten sieben Jahren durchgemacht hat, wird heute weltweit anerkannt. Matáv als größte Investition in Ungarn wurde in den vergangenen Jahren ein Zugpferd der Wirtschaft und seit dem Börsengang – dem ersten eines mitteleuropäischen Unternehmens in New York – ein Maßstab der Stabilität.

Als Statistiker würde ich für sie sehr gern die Änderungen in einigen Zahlen festhalten. Stellen sie sich vor, daß 1993, als Matáv privatisiert wurde, erst zwei Vorstandsanweisungen in Englisch abgefasst waren. Zwei Jahre später waren es 101. In 1996 beschlossen wir, alle Anweisungen in Englisch auf der Internetseite zugänglich zu machen. Bis zu unserem ersten Börsengang ging die Anzahl der Dolmetscherstunden um 40% auf heute 43 000 Stunden zurück. Aus gleichem Grund beträgt die Anzahl

der übersetzten Seiten heute wieder ziemlich genau so viel wie vor acht Jahren. Noch vor fünf Jahren wurden jährlich 3 500 Fachartikel übersetzt. Anfang des Jahres mussten wir mangels Interesse diesen Dienst einstellen – allerdings geben wir jetzt viel mehr für die Originalliteratur aus.

Jahr für Jahr schulen wir über 5% unserer Mitarbeiter in Sprachkursen. Obwohl die Kollegen überwiegend die englische Sprache erlernen, wächst das Interesse an Deutsch wieder, seit Telecom die Mehrheit in Matáv hält.

Zum Schluss noch ein aktuelles Exempel. Ende letzten Jahres erwarben wir in Konsortium die Mehrheit an Maktel, der führende Telefongesellschaft in Mazedonien. Heute arbeiten dort ständig oder temporär etwa 21 ungarische Kollegen in verantwortlichen Positionen und nutzen täglich eine oder mehrere Fremdsprachen. Wie Sie sehen, wäre heute die Arbeit in unserer Verwaltung, strategisch wichtige Einheiten und Tochtergesellschaften ohne ausreichende Sprachkenntnisse unvorstellbar.

Die Telekommunikation ist ein Wirtschaftsbereich, der die ökonomische und gesellschaftliche Entwicklung im 21. Jahrhundert ebenso stark prägen wird, wie dies das Automobil und der Computer im 20. Jahrhundert getan haben. Wie wir wissen, ist Telekommunikation ohne Kommunikation nicht möglich. Ungarns Entwicklung wird durch das Wissensniveau und die Infrastruktur bestimmt. So scheint es auch realistisch, daß dieser Bereich bis zum Jahr 2010 sowohl quantitativ als auch qualitativ mit dem deutschen, schwedischen oder auch französischen System gleichrangig sein wird. Ungarn wird dadurch und seine Lage wieder zu einem „Hub“ – nämlich dem der europäischen Kommunikation.

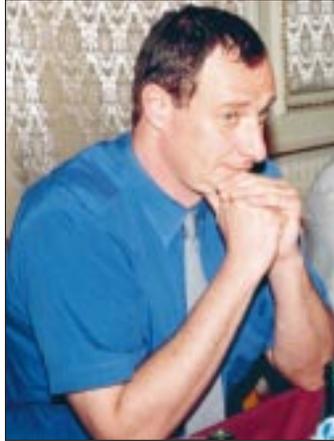
Ich habe mit einem Zitat von Goethe begonnen und möchte mit einem von Ferenc Kölcsey schließen, der mal gesagt hat: „Häng mit wahrer Liebe an der Sprache der Heimat! Denn Vaterland, Nation und Sprache, dies edrei sind untrennlich und wer für letztere sich nicht begeistert, wird für die ersten Opfer zu bringen schwer bereit sein.“

Phonopolitisch korrekt

Versuchen wir doch mal, folgende Namen nach unserem besten Gewissen auszusprechen: Renoir, Rubens, Jospin, Wałęsa, Arafat, Thatcher, Milošević!

Das Ergebnis dieser phonetischen Übung kann mit ziemlich großer Sicherheit vorausgesagt werden; osteuropäische Sprecher werden normalerweise jeden fremden Laut mit einem einheimischen, dem fremden am nächsten stehenden Laut ersetzen, während Westeuropäer auch in phonetischer Hinsicht einem unbewußten West-Ost-Gefälle gehorchen. In der Wirklichkeit sieht es so aus; je weiter westlich die Namen angesiedelt sind, desto mehr Mühe gibt sich der Sprecher, sie möglichst originalgetreu auszusprechen.

Werden wir nun mal etwas konkreter. Im Westen des europäischen (europäisch geprägten) Raumes liegt das Englische, dessen vermeintlich korrekte Artikulation östlich des Ärmelkanals beinahe ein Volkssport geworden ist, wobei es keine Rolle spielt, ob ein th oder w tatsächlich an der richtigen Stelle ausgesprochen wird. Die Verliebtheit in die fremde Artikulation scheint jedoch ziemlich einseitig zu sein, da westlich des europäischen Festlandes nicht sonderlich darauf geachtet wird, wie deutsche oder (horribile dictu) tschechische Namen klingen sollten. Nachgedacht wird höchstens im Falle französischer Laute, was nicht weiter verwundert, da ein wesentlicher Teil des englischen Wortschatzes eben dieser Sprache entspringt. So hören wir im englischen Fernsehen oder CNN für Dumas [Duhma], jedoch [Litsch Ualesa] für Lech Wałęsa, obwohl



Korencsy Ottó

dieser Name eigentlich wie [Lech Wauensa] klingt. In letzter Zeit macht sich aber ein merkwürdiger Umstand bemerkbar, die politische Korrektheit den ehemaligen kolonisierten Völkern gegenüber. So verletzt [Beijing] im Gegensatz zu [Peking] sicherlich keinen Chinesen in seinem Nationalstolz. Es ist jedoch unklug und politisch höchst bedenklich, daß die vier Tonhöhen in chinesischen Namen (noch) nicht richtig artikuliert werden. Dafür haben wir aber Myanmar statt Burma,

und wenn Ungarn eine englische Kolonie gewesen wäre, könnten wir jetzt mit vollem Recht verlangen, daß die Engländer das kolonialistisch anmutende Hungary für immer aus ihrem Vokabular streichen und das korrekte Magyarország artikulieren (aber bitte mit „gy“ und nicht mit „dsch“).

Wandern wir aber weiter in Richtung Osten! Bald erreichen wir Frankreich, wo das Englische (als westlichere Sprache) ein gewisses Prestige genießt, jedoch das Deutsche oder die anderen Ostsprachen keinen weiteren Gedankengang zu verdienen scheinen. So wird in den französischen Medien aus Václav Havel [Waklaw Awel], aus Strauß [ßtroß], aber auf keinen Fall [Büsch] aus Bush. Im Gegensatz zu den Engländern werden die Franzosen jedoch weniger von ihrer kolonialen Vergangenheit gequält, und nur so ist es erklärbar, daß französische Sprecher Marokko nach wie vor als [Moroc] und (noch?) nicht als [Al-Maghrib] aussprechen.

Wie es sich einem anständigen Referat gehört, kommen wir erst gegen das Ende zu

unserem eigentlichen Thema; wie Deutsche oder Ungarn fremde Namen artikulieren. Das Bild ist ziemlich einfach: die deutsche Tradition folgte dem Ost-West-Gefälle (westliche Namen möglichst korrekt, östliche uninteressant), während in Ungarn alles Fremde mit Einheimischem ersetzt wurde. Es spielte normalerweise keine Rolle, ob die Namen dem deutschen fremde Laute enthalten; nasale Vokale (Jospin) oder ein th (Thatcher), diese werden fleißig nachartikuliert, denn wie hört sich ein englischer oder französischer Name aus dem Munde eines deutschen Sprechers eingedeutscht an?!

Ganz anders verhielt es sich dagegen mit Namen, die in der Regel östlich von Deutschland ihren Ursprung haben; auch wenn die entsprechenden Laute im Deutschen einheimisch sind, geben sich die wenigsten Sprecher die Mühe, mal nachzusehen, wie diese eigentlich klingen sollten. Der Medienstar der jüngsten Vergangenheit, der Serbenführer Milošević hat ein [sch] und kein [s] in der Mitte seines vielzitierten Namens, aber wen kümmert's! Der ebenfalls ziemlich häufig erwähnte Arafat hat als Araber ebenfalls keinen Anspruch auf eine originalgetreue Artikulation, da sein Name mit einem dem Deutschen fremden Ajin beginnt. Wäre der Ajin auch so unaussprechbar, wenn er im Englischen oder Französischen vorkäme? Mitnichten.

Doch steht der vorangehende Absatz in Vergangenheitsform. Denn in der letzten Zeit läßt sich auch in Deutschland eine Art phonopolitische Korrektheit beobachten: die „Europäisierung“ anderer, traditionell eher als exotisch geltenden Sprachen läßt sich am besten am Beispiel der Artikulation des Spanischen beobachten, wo in der letzten Zeit auch entsprechend fleißig gelispelt wird; keine Fernsehmeldung kann ohne Barðelona oder Aðnar (das „ð“ ist das phonetische Symbol für das gelispelte „s“) richtig ernst genommen werden, während aus den ungarischen Medien so ziemlich alles englisch artikuliert dröhnt: in Paris die Ävanju Foch, der Spielzeughersteller Rehwänsbörger oder der Regisseur Uim Uendörs.

Wenn wir nun den Rahmen der Spekula-

tionen und subjektiven Beobachtungen verlassen und handfestere Erklärungen für die Artikulation fremder Namen haben möchten, müssen wir ein wenig die Geschichte der Ausspracheregulation des Deutschen und des Ungarischen studieren.

Eingangs sei festgelegt, daß eine normative Regelung für die Artikulation fremder Laute weder im Deutschen noch im Ungarischen vorliegt, dennoch hat sich in beiden Sprachen ein Usus herausgebildet, nach dem im Deutschen das Streben nach Originaltreue, im Ungarischen dagegen die Lautsubstitution gilt.

Sprachhistorisch gesehen war die Situation etwas anders; eine bewußte Fremdartikulation, die die kulturelle Überlegenheit des Französischen demonstrieren sollte, erscheint erst im Absolutismus, merkwürdigerweise gerade in einer Zeit, in der die überregionale deutsche Schriftsprache bereits „fertig“ war. Ein Spiel beginnt: Wer kann sich besser von wem abheben? Das Bildungsbürgertum pflegt die dialektfreie deutsche Hochsprache, die von den Bauern nicht beherrscht wird, und der Adel sieht im Französischen die beste Möglichkeit, sich vom neureichen städtischen Bürgertum zu distanzieren. Ein typisches Phänomen dieser Verhaltensweise ist die Artikulation des „r“ im Deutschen, das nach französischem Muster nunmehr nicht gerollt, sondern mit dem Zäpfchen gebildet wird. Erst mit der Reichsgründung wird das Zungen-“r“ rehabilitiert, da diese Aussprache das Kommandieren von Soldaten oder das Anhalten von Pferden wesentlich erleichtert. Seit Ende der fünfziger Jahre dürfen beide „r“-s auch in den Medien gleichberechtigt artikuliert werden.

Im Ungarischen verband sich das Zäpfchen-“r“ dagegen immer mit dem Adel und errang nie einen offiziellen oder medienfähigen Status.

Bei so vielen Problemen der Ausspracheregulation war die Regelung der Fremdartikulation bis zum Ende des 19. Jahrhunderts ohnehin uninteressant, da bis zur Jahrhundertwende nicht einmal die überregionale deutsche Artikulation beschrieben und festgelegt wurde. Und wenn es um Entlehnungen, Fremdwörter ging, wurde ihre Daseinsberechtigung und

nicht ihre Artikulation in Frage gestellt. U.a. aus diesem Grunde gibt es bis zum heutigen Tage keine amtlich geltende Regelung hinsichtlich der Fremdartikulation, was sich beobachten läßt, ist ein Streben nach Originaltreue.

Im Ungarischen war die Situation ähnlich, die Fremdartikulation hatte vermutlich auch eine abgrenzend-statussymbolische Bedeutung, denken wir an Vorkriegsfilme, in denen ein kurzes „a“ noch in Fremdwörtern zu hören ist.

Ein wesentlicher Unterschied zu früheren und inzwischen integrierten Entlehnungen ist, daß fremdes Wortgut in der Gegenwart zunächst in geschriebener Form in einer anderen Sprache erscheint, wo es nicht von Muttersprachlern der Gebersprache artikuliert an einen bestimmten Rezipientenkreis weitergeleitet wird (Werbung aus den ungarischen Medien: Hohesch C!).

Im Falle der englischen Entlehnungen waren Muttersprachler im Grunde genommen nie vorhanden, d.h. englische Entlehnungen waren praktisch immer Distanzentlehnungen, deren Aussprache – wegen der primär schriftlichen Verbreitung – unbekannt war. Eine Vermittlerrolle übernahm manchmal das Französische, daher [Körri und Pömps] statt [Kari und Pamps].

Es ist daher auch nicht verwunderlich, daß das Ungarische diese Lehnwörter aus dem Englischen mit französischer und deutscher Vermittlung übernahm.

Keine amtliche Regelungen, also. Daher müssen wir damit rechnen, daß wir uns langfristig mit [Kolgate] und [Michelien] anstelle von [Kolgeht] und [Mischleng] und [päi-tie-wie] statt [paitehvau] anfreunden müssen.



Magdeburg) hat die Idee verwirklicht. Gleich an dieser Stelle möchte ich alle beruhigen, die besorgt gefragt haben, wie es mit der Absolventenzeitung weitergeht. Sie bleibt erhalten, wie wir es alle sehen können, jedoch mit einem reicheren Inhalt! Wir möchten beide Kanäle verwenden, um die Kontakte unter unseren Mitgliedern anzuregen.

Der Versuch wurde gestartet; besonders gespannt sind wir auf die Plauderseite. Hoffentlich werden wir sie oft benutzen; denn was daraus wird, hängt von Euch ab!

Wie es bei uns schon immer war, möchten wir die Schwierigkeiten aus eigener Kraft meistern. Für die graphische Darstellung wird sich Szanyi Éva bemühen, die Aufgabe der täglichen „offenen Augen“ fiel auf Szvi Luca. Wir suchen jedoch weitere Interessenten für die computertechnische Bearbeitung der Homepage, also einen Webmaster.

Bitte melde Dich! (bei der Redaktion)

Die Redaktion

Seit einigen Wochen ist es soweit. Wir sind jetzt auch im Internet zu erreichen. Unser Dank gilt in erster Linie denjenigen, die die Homepage nicht nur initiiert, sondern auch aktiv mitgestaltet haben: Dr. Varga György (TU Ilmenau) hat die ersten Versuche gestartet und Szelenszky Géza (TU „Otto von Guericke“,

Zwei Kinder – zwei Sprachen?

Oh, deine Kinder haben's gut, sie müssen sich nicht jahrelang in der Schule mit dem Fremdsprachenlernen abquälen!“ „Gut, daß du sie in Deutsch unterrichtest!“, höre ich oft meine Bekannten neidvoll sagen.

Und als Deutschlehrerin an einem Gymnasium kann ich diese Ansichten gut verstehen, da ich weiß, wie hart meine Schüler arbeiten müssen, bis sie die Sprachprüfung in der Rigó u. bestehen.

Doch so einfach ist es auch für uns nicht gewesen, bis unsere zwei Kinder zwei Sprachen sprechen konnten.

Ich möchte Ihnen über unsere Erfahrungen mit der Zweisprachigkeit in der Familie berichten und unsere Kinder vorstellen.

Wir, mein Mann Zoltán und ich führen eine sogenannte Mischehe. Mein Mann ist Ungar, ich kam aus Sachsen nach Esztergom, wo wir seit 1987 leben. Anfangs sprachen wir zu Hause nur deutsch miteinander, im Laufe der Jahre wurde aber Ungarisch zweite gleichberechtigte Sprache für die gesamte Familie.

Unser Sohn Dániel wurde 1988 in Esztergom geboren, unsere Tochter Dóra kam 1992 ebenfalls hier zur Welt. Ihre Namen hatten wir so gewählt, daß sie weder für die ungarischen Nachbarskinder noch für die deutsche Verwandtschaft zum Zungenbrecher werden. Und eingig waren wir uns, die Kinder zweisprachig aufwachsen zu lassen.

Von der Theorie hatten wir nur so viel Ahnung, daß man dabei die Strategie „eine



Tubik Anett

Person – eine Sprache“ verfolgen soll. Die Lösung lag auf der Hand: Vater und Mutter sprechen in der Sprache, die sie am besten beherrschen, in ihrer Muttersprache.

Im Voraus sei gesagt, daß das bei Dóra, unserem Zweiten, nicht mehr so glatt ging.

Wir hofften, daß es unsere Kinder leichter haben würden, im harten ungarischen Schulalltag zu bestehen. Und nicht zuletzt gibt es ja auch die Oma und Cousins und Kusinen in Deutschland, die mit ihren ungarischen Verwandten sprechen wollen. Dabei dachten wir anfangs nicht ernsthaft darüber nach, ob

unsere Kinder das später auch so sehen und tatsächlich einmal Deutsch sprechen würden.

Und würde die ungarischsprachige Umgebung unsere Bemühungen akzeptieren und unterstützen?

Bei den Leuten um uns herum stießen wir anfangs schon auf Bedenken, ob unser Sohn in einigen Monaten nicht ein Kauderwelsch sprechen würde, das keiner versteht. Würde er nicht überfordert sein?

Nach der Ankunft unseres ersten Kindes Dániel gab es noch einen ganz einfachen Grund dafür, daß ich mit ihm deutsch sprach, ich konnte nämlich kein Ungarisch.

Und während sein Vater ihn auf Ungarisch liebteste und in den Schlaf wiegte, sang ich ihm „Schlaf, Kindchen schlaf!“, gab ihm statt einem cumi den Schnuller und wartete, nachdem er getrunken hatte, auch mal eine dreiviertel

Stunde auf ein Bäuerchen, während sein apa genau so lange auf ein böfi warten musste. Was übrigens früh um drei auf dasselbe hinausläuft.

Obwohl ich in den nächsten Monaten langsam hinter die Geheimnisse der ungarischen Sprache kam und Sprachunterricht beim Einkauf, beim Gang zum Kinderarzt und am Sandkasten nahm, sprach ich doch zu Hause nur deutsch mit Dániel.

Schweren Herzens machte ich doch einen Kompromiss: Mütter und Väter aus deutschen Landen sind verzückt, wenn ihr Erstes zum ersten Mal „Papa – Mama“ sagt! In unserer Familie waren papa und mama schon von den ungarischen Großeltern besetzt. Da mich meine Kinder inzwischen ganz deutsch „Mutti“ rufen, bin ich heute nicht mehr eifersüchtig auf die ungarische Oma.

Nach 15 Monaten begann Dániel zu sprechen, ungarisch! Was ich ihn auch fragte, ich bekam nur ungarische Antworten: Was ist das, Dániel? – autó. Bist du müde? – nem, kam es hartnäckig.

Sollte nun doch alles umsonst gewesen sein? Ich sah mich schon dolmetschen, wenn wir im Sommer zur deutschen Oma fahren würden. Aber es gab einen Hoffnungsschimmer. Er musste mich verstehen, denn er reagierte ja auf meine deutschen Worte.

Inzwischen sprach er so gut, daß ich zum ersten Mal ein ungarisches Wort von meinem Sohn lernte: kutyaól – Hundehütte.

1990. Unser erster gemeinsamer Besuch bei der sächsischen Oma stand an. Das erste Jahr nach der Wende brachte für uns noch nicht den Wendepunkt. Dániel speicherte wohl fleißig alles Deutsche, vor uns verbarg er das aber noch.

Seine Wende kam erst im Sommer 1991. Er war im Mai drei Jahre alt geworden. Und jetzt hatte er das, was die Wissenschaftler Motivation nennen. Bisher hatte ich ihm den Kakao auch gebracht, wenn er bat: „Kérem a kaksimat!“

Er musste schon früh gemerkt haben, daß ich auch mit der „Vatisprache“ zurecht kam. Aber aus Omas sächsischer Speisekammer bekam er nichts, wenn er auch noch so oft wiederholte: „Van édesség?“ (Hast du was Süßes?) Das hatte der kleine Dani nach wenigen Tagen

begriffen. Die Muttersprache war jetzt auch die Sprache der Oma und aller Kinder, mit denen er spielen oder sich streiten wollte.

Nebenbei gesagt, den reichen Schatz an deutschen Schimpfwörtern hatte er – dank seiner Cousins – schnell drauf!

Von da an ging es rasend schnell mit Dániels Deutschkenntnissen. Jetzt fühlte er, wie nützlich die „Muttisprache“ ist und wollte gleich gar nicht mehr anders.

Wir waren nach 10 Tagen noch immer in Deutschland, als sein Vater anrief, mit dem er seit zwei Wochen nicht mehr gesprochen hatte. Auf die ungarische Frage *Hogy vagy?* (Wie geht's?) antwortete Dániel im schönsten Sächsisch: „Wir spielen den ganzen Tag im Sandkasten.“

Wieder zu Hause in Ungarn, wollte er dann doch wieder kein Deutsch reden. Wenn überhaupt, dann nur mit mir. Als ihn meine Deutschlehrerkollegin einmal fragte: „Na, was gab es denn heute im Kindergarten zu essen?“, gab er ganz cool zurück: levest (Suppe).

Unser Urlaub bei der sächsischen Großmutter musste aber gewirkt haben, denn jetzt kam es vor, daß er aus der einen Sprache in die andere übersetzte. Bei einem Gespräch über das Theater – ungarisch *színház* – fragten wir ihn, ob er wüsste, was das ist. „Na klar, so ein buntes Haus“, kam die Antwort. Mit fünf Jahren kam er aufgeregt von einem Ausflug zurück, der ihm wohl sehr gefallen haben musste. „Teljesen be vagyok szellemvedve“ sagte er und wollte ausdrücken, daß er begeistert ist.

In den folgenden Jahren, besonders nach seinem Schulanfang und nach jedem Deutschlandbesuch, wurde Deutsch zweite gleichberechtigte Sprache. Inzwischen liest er auch deutsche Bücher und Zeitungen und ich bekomme auf meine Fragen fast immer eine deutsche Antwort.

Wenn wir aber in der Öffentlichkeit sind, möchte er nicht, daß ich deutsch mit ihm rede, denn er will so nicht auffallen. Schimpfe ich ihn dagegen vor anderen Ungarn aus, findet er es ganz praktisch, wenn ich das lieber auf Deutsch mache.

Mit der Geburt von Dóra im August 1992